

(Nachdruck verboten.)

1]

Bein Freund.

Erzählung von Wilhelm Senftleben.

I.

Die Bahnhofsuhr zeigte auf Sechs. Auf der längs des Bahnstranges neu entstehenden Straße ertönte ein schriller Pfiff. Die Arbeiter rafften die Werkzeuge zusammen und schafften sie in die auf nahem Feld errichtete Bretterbude. Es war nun Feierabend.

Zwei waren fertig. Ueber die nervigen braunen Arme zogen sie die aufgekrempten Hemdsärmel herunter, dann wurde das mit Staub und Erde bedeckte Jackett unter den andern hervorgefucht. Die gleiche Arbeit hatte auch die Kleidung fast gleich gemacht.

„Das war ein heißer Tag und wir sind noch im Frühjahr.“ sagte Altmann. Dabei rückte er mit der linken Hand am Mützenschirm, während die rechte über die noch schweiß-tropfende Stirn strich, so daß schwarze Streifen darauf zurückblieben.

Sein Gefährte Heinrich, schlanker und größer als er, schob sich seinen heruntergekrempten weißen Strohhut mit rotem Band, wie ihn Feldarbeiter tragen, über das schwarze wollige Haar in den Nacken. Er schwitzte nicht weniger. „Verflucht!“ kam es zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor. Dann: „s wird im Sommer hier noch 'ne Schinderei werden.“

„Ich bin froh, daß ich so bald wieder Arbeit habe.“ entgegnete Altmann.

Sie waren auf der Brücke, die über die Bahn und nach dem Bahnhofsgebäude führt, angekommen.

Altmann machte Halt. Er sah die Schienen entlang, die zwischen frischgrünenden Feldern nach der Stadt liefen. So stand er abends hier immer eine Weile. Seltsame Gefühle bewegten ihm dann die Brust; etwas schmerzhaft-wehmützig — und doch konnte er sich nicht von ihnen trennen. Heimatsgedanken haben eine süße Gewalt über den Menschen. Trozdem der Zug hier nicht nach der Heimat fuhr, sah er dem ehernen Dampfpferd, das die mit teilweise sorglos-fröhlichen, teilweise mit müde von der Arbeit heimkehrenden Menschen voll besetzten Waggonen zog, gern nach. Heinrich, der jetzt langsam weiter ging, hatte ihn schon bespöttelt: Was habe er denn noch in der Heimat? Seine Eltern seien ja seit einem Jahr tot, und er seit einem halben Jahre von dort weg.

Ja, Heinrich! Der hatte auch einen ganz andren Charakter. Er war mit ihm aus dem kleinen Städtchen nach dem großen Berlin gekommen. Trozdem er ein Liebchen gehabt, hatte er bald nicht mehr an zu Hause gedacht. Warum auch? Lustigkeit würzt das Leben — und ein bißchen Lustigkeit ging ihm über alles.

Altmann, der auf das eiserne Brückengeländer seine Arme gestemmt hatte, schloß jetzt plötzlich seine Augen. Aus einem blauen, einsamen Volkengebirge kam die Sonne hervor. Ein rotglühender Klumpen Goldes, so neigte sie sich dem Horizonte zu, noch einmal alles mit verschwenderischer Lichtfülle überstrahlend. Glänzende Lichter tanzten auf den blanken Schienen, tanzten vor Altmanns Augen, wenn er sie ab und zu öffnete. Er ging darum weiter. Während die Sonne hinter dem fernen schwarzgrünen Waldesraum verschwand, erfrischten sich seine Augen an dem satten Grün der Felder.

„Wo bleibst Du Maulaffe denn?“ Mit diesen Worten empfing ihn sein Begleiter. Er saß auf einem Holzgeländer jenseits der Brücke und schlenterte mit den Beinen.

Ein gutmütiges Lachen und ein kräftiger Schlag auf Heinrichs Bein war die Antwort.

Sie gingen nun beide ins Dorf, einem Vorort Berlins, hinunter. Schweigsam, wie gewöhnlich. Altmann war kein Freund von vielem Reden, und Heinrich hatte sich es abgewöhnt, die Kosten der Unterhaltung allein zu tragen.

Vor dem ersten Wirtshaus blieben sie stehen. Das war nun schon so. Heinrich ging hinein und Altmann ging weiter. Heinrich sagte: „Ich muß erst 'was Festes zu mir nehmen.“

Meine Schlafmutter kann ja nichts Geseheidtes kochen.“ Dann nahm er wohl noch 'was Flüssiges zu sich.

Über Altmann fragte ihn danach nicht, aber Heinrich erzählte hin und wieder selbst von den „gemütlichen Abenden“. Altmann hatte eine Schlafmutter, mit der er zufrieden war, was das Kochen anbetrifft, und auch manches andre.

Beim Abschiednehmen zögert Heinrich.

„Traust Dich wohl heute nicht da 'rin?“ fragt Altmann.

„Oho! Immer haben wir Traute!“ entgegnet dieser. Die steinernen Treppentufen ist er dabei schon empor und hat die Hand an der Thürklinke.

Er kommt noch einmal herunter. „Alter Freund“, sagt er und saßt Altmann zugleich unterm Arm, „wir woll'n uns heut' mal 'n Schnack erzähl'n. Komm' und lauf 'n Kleenen mit.“

Altmann, erstaunt, sträubt sich erst. Heinrich wird energischer und stößt die Drohworte aus: „Sted' heut nich 'n Nagel 'raus, sonst bist Du verloren. Man könnt' Dich ja mit Deiner Schlafmutter schon für verheirat' halten.“

Dieser Appell an die Mannbarkeit wirkt, und so sitzen denn bald beide am Wirtstisch bei einer großen Weizen und einem Nordhäuser. Altmann passierte dies zum drittenmal, während der drei Wochen, die er mit seinem Landsmann in der neuen Arbeit beschäftigt ist.

„Im Ernst — ich hab's hier gehört“, beteuert Heinrich während der Unterhaltung, die beide jetzt führen.

„Und wenn's nun wäre?“ Ein herausfordernd froher Ausdruck kommt bei diesen Worten auf dem gutmütigen, breit und stark geforniten Gesichte Altmanns zur Geltung. Die Augen zwinkern, und dann sagt er wie ein in sein Schicksal Ergebener: „Einmal kommt's doch!“

„Nu — ja, ja!“ meint Heinrich. Dann lacht er plötzlich laut auf. „Wo hast Du Kloßkopp bloß plötzlich die Weiber-gedanken her?“

Altmann machte ein erstaunt einfältiges Gesicht. Solche Frage! „Dahin kommt doch jeder einmal!“ spricht er wieder. „Soll ich denn stets einspännig in der Welt 'rumkutschieren? Wenn zwei an der Arbeitskarre zieh'n, fällt's leichter, und man kommt auch weiter.“ Einen Augenblick sieht er wie in Gedanken vor sich hin. „s wird schon geh'n —“ kommt's dann wie im Selbstgespräch über seine Lippen. „So, wie wir's uns vorgenommen haben, geht's!“

„Warum soll's nich geh'n?! Du bist ja'n richt'ges Arbeitspferd! Du wirst schon verdien'!“ Bei diesen Worten stopft sich Heinrich eine Pfeife.

„Und sie arbeitet auch.“

Heinrich dampft. Er blinzelt Altmann von der Seite an und sagt in gezwungen gleichgültigem Ton: „Sie hat doch aber ein Kind —“

Altmann hatte die Thatsache, daß Vene Günzel, bei der er logierte und die er zu heiraten beabsichtigte, sich bereits des Besitzes eines jetzt sechsjährigen Mädchens erfreute, bisher noch keine seelischen Beschwerden bereitet. Daß Heinrich die Sache jetzt als etwas Besondres anführte, versetzte ihn aber doch in eine unangenehme Stimmung. Der verdeckt ironische Ton, mit dem Heinrich seine Bemerkung gethan, bohrte sich in sein Hirn und reizte es zum Denken. War's denn was Schlechtes, das hier dazwischen lag? Das sich zwischen ihn und die Frau drängen wollte, an der er Gefallen gefunden? Daß solch ein Gedanke martern kann und Herzklappen verurjacht, spürte er heute zum erstenmal. Aber er schüttelte sich. Erst rückte er sich an der Weste, als ob er da drunten etwas weghaben wollte. Dann trank er hastig, als wollte er den kleinen Kerger hinabspülen, sein Gläschen aus, und nun verzog wieder das gutmütigste Lächeln sein breites Gesicht.

„Kann denn das Mädchen dafür, wenn sie's Kind und keinen Mann hat?“ wendet er sich an Heinrich. Und nun wird er ordentlich eifrig: „Komm' so ein Schubjaß daher, hängt sich dem Mäd'el an den Hals — und wie er 'was angerichtet — — heidi — — auf Nimmerwiederseh'n — —“

„Rein, das Mädchen kann nichts dafür“, beteuert Heinrich langsam im ruhigsten Tone. Und dabei huscht doch ein so verdammt malitioses Lächeln über sein scharfgeschnittenes Gesicht, daß Altmann, der ihn beobachtet,

vor Grimm die Hände ballt. Aber, was wird er sich ärgern! Und gar erst streiten! Das fällt ihm nicht ein.

Er steht auf und nimmt seine Emaillekanne, worin er sich Kaffee zur Arbeit mitgenommen, vom Tisch.

„Gute Nacht, Heinrich!“

„Willst schon geh'n? Na denn — adjes, alter Freund! Und laß' Dir von Lene ein hübsches Süppel zur Abendmahlzeit kochen.“

Er kann die verfluchte Spötere nicht lassen, denkt Altmann beim Hinausgehen. Ja, Heinrich, das ist auch so einer, so ein Lustikus! Aber er, Altmann, wird sich nicht abhalten lassen, sich sein Glück zu gründen, so, wie er denkt und wie's ihm behagt. Und auf der StraÙe fängt sein sonst schwer in Wallung zu bringendes Blut plötzlich an, schneller durch die Adern zu fließen. Ihm wird warm. Er denkt an die kleine, freundliche Stube, und er denkt an sie, an sie, wie er sie umfassen wird, den weichen Leib mit den starken Armen — Und so sollte es immer sein, immer und stets bis ans Ende.

2.

Das sah seltsam aus. Zwei hochstrebende, vierstöckige Häuser; dem Auge ordentlich aufdringlich in ihrer Neuheit, so glatt und weißglänzend waren sie. Die Fassade reich mit Stuck verziert, mit teilweise vergoldeten Balkons und Loggien. Sicht nicht auf dem einen Haus hoch oben an der Vorderfront sogar ein pausbäckiger Engel und bläst die Posaune? Na, es ist erfreulich, die Posaune des jüngsten Gerichts bläst er den Bewohnern noch nicht. Auf dem andern Haus macht sich da oben ein Uhu breit. Er soll wohl die angenehme Nacht versinnbildlichen, die hier im Haus den Mietern versprochen wird. Wichtig, unter dem Uhu grinst auch mit seinem breitesten Lächeln der Mond herab. Durch die Glasscheiben der schweren eichenen Haustüren sieht man, wie Marmortreppen, belegt mit dicken Teppichläufern, zu den Wohnungen hinaufführen. Und zwischen diesen beiden prägnant aussehenden Häusern die armselige Hütte mit dem roten Ziegeldach, auf dem grünes Moos wuchert, den Holzläden vor den niedrigen und kleinen Fenstern, an denen jedoch wie ein freundlicher Gruß blühende Granien und Fuchssien stehen. An der Wand rautt sich üppig wilder Wein empor. Die schönste Pflanze ist jedoch das kleine, wohlgepflegte Vordergärtchen. Und doch sieht man's dem Hänschen an, daß es auch bald ausgedient haben wird. Dann wird sich auch ein so hohes, glänzendes Gebäude hier erheben, so hoch, wie die Nachbarn es sind. Das große Berlin streckt seine Arme weit hinaus auf die stillen Dörfer, sie städtisch ausputzend und in den Bereich des Verkehrs ziehend. Und während dieser Periode der Entwicklung fallen die Gegenätze zwischen Dorf und Stadt manchmal gar so seltsam auf.

(Fortsetzung folgt.)

Nestroy.

(Zu seinem hundertsten Geburtstag: 7. Dezember.)

Man spielt Johann Nestroy noch immer in Wien. Nicht nur an Gedenktagen und zur Beruhigung des literar-historischen Gewissens, sondern im gewöhnlichen Spieljahr und zum unermesslichen Vergnügen des Publikums. In diesem Sommer noch hat ein Kleinbürger-Theater im Prater eine cyllische Aufführung Nestroyscher Poesen veranstaltet und seinen Finanzen damit tüchtig aufgeholfen. Im Repertoire der Sonntagnachmittage auch der großen Bühnen spielt Nestroy eine bedeutende Rolle. Und wie das Publikum, so bewahren auch die Wiener Schauspieler die Nestroy-Tradition. Die bedeutendsten Charakterkomiker setzen ihren Ehrgeiz daran, in der Verkörperung der Gestalten aus dem „Lumpacivagabundus“ den Verfall der Wiener zu erringen. Dem Geschlecht, das den Stil der Nestroyschen Komik noch im Zusammenwirken mit ihrem Schöpfer erworben hat und das heute nur noch durch den siebzigjährigen, jugendlich-frischen Laichel repräsentiert wird, ist nachher das jüngere Geschlecht der Girardi und Haller gefolgt, und auch die einzige Komikerin Wiens, die unwüchtige Niese, hat sich am „Schuster Ameriem“ mit Glück versucht.

Die Thatsache dieser Popularität beweist, daß in den fünfzig- und sechzigjährigen Poesen Nestroys ein Gehalt vorhanden sein muß, der trotz dem Wechsel des Geschmacks und der Entwicklung der dramatischen Technik noch heute lebendig ist. Daß die Wiener Seele hier in einem wesentlichen Grundelement ergriffen wird. Und eben darin liegt die Größe Nestroys, die ihn auch über den echten Poeten Raimund stellt, dessen Popularität wiederzuerwecken man sich mit immer geringeren Erfolge müht. Die phantastische Geisterwelt, die in der Raimundschen Zauberkomödie die Geschichte der Menschen bewacht, ist das Pro-

dukt einer Illusion, die sich über eine jammervolle Wirklichkeit erheben hat und der ersten Fragen des Lebens nur mit schmerzlicher Resignation gedenkt. Ein Volk kann sich aber auf die Dauer nicht vergessen und im Erwachen vergißt es seine Träume. Nestroy erfährt das Bienenetum in einer Selbstbestimmung, wie es zum erstenmale bewußt seine Stellung zu den Dingen der Welt findet. Daß das Bild kein erhebendes ist, ist nicht seine Schuld. Und zum Glück für ihn spüren das die Wiener gar nicht. Der geniale psychologische Naturalismus der Nestroyschen Poesen ist die Quelle ihrer Wirkung und diese wird so lange nicht vergehen, als der Wiener Charakter seine Grundzüge behält.

Nestroys Jugend fällt in die Zeit, in der der Name des „europäischen China“, den Ludwig Börne dem östreichischen Staate verliehen hat, noch viel zu schmeichelhaft erscheint. Der „gute“ Kaiser Franz sieht als wichtigste Aufgabe seiner Regierung die Bekämpfung der „Revolution“ an. Und Revolution ist alles, was nur halbwegs wie unabhängiges Denken in politischen oder religiösen Fragen oder auch nur wie die Lust zu einer nicht in den unzähligen Hofdekretten und Verordnungen vorgesehenen Thätigkeit auf irgend einem Gebiet ansieht. Die Reaktion gegen die Aufklärung hat schon mit Leopold II. begonnen und seit der Hinrichtung Marie Antoinettes, mit der die Schicksalshand der Revolution die Habsburgische Dynastie traf, hat die von einer unanfechtlichen Angst angetriebene Wut des Herrschers die jesuitischen Schöpfungen mit Stumpf und Stiel ausgerottet. In der ausgezeichneten Geschichte Oestreichs von Anton Springer, dem berühmten Kunsthistoriker, findet man eine vorzügliche Charakteristik Franzens und seines Regimes. Die unerträglichste, armeligste Rücksichtlosigkeit senkt sich bleischwer über den ganzen Staat. Alles ist „verdächtig“, die Wissenschaft, die Dichtung, ja selbst der Patriotismus, indem er sich allzuviel um das Land und seine Bewohner kümmert und sich damit in Privatangelegenheiten des Monarchen einmischet. Der Zusammenhang von inflationärem Praesentum und jämmerlich serviler Praxis läßt sich nicht besser darthun als durch die Thatsache, daß die mythisch und historisch gestimmten Romantiker, die Jarde, Friedrich Schlegel, Gens, Zacharias Werner besessene Diener des durch und durch unhistorischen und plattationalistischen „Wohlfahrtsstaates“ wurden, dessen Geschichte Metternich leitete.

Zwei Freiheiten nur gestattet die hohe Polizeiwissenschaft dem Volke: Die Leichtfertigkeit in geschlechtlichen Dingen und das Theater. Kaiser Franz, der selbst, sei es infolge seines dürftigen Temperaments oder seiner berechnenden Vigotterien, ein spießbürgerliches Familienleben führte, dessen patriarchalische Einfachheit gerne dem Volke als erhabenes Ideal unter die Augen geführt wurde, sah es ganz gerne, wenn sich seine Vertrauten irgendwelchen Ausschweifungen hingaben; hatte er sie doch gerade dieser Schwächen wegen um so besser in der Hand. Die Lustlosigkeit, die von oben immer tiefer entzündet, bezeugte der naiven Lebensfreudigkeit, die von jeder im östreichischen Volks-Naturell gelegen hatte. Aus dieser Verbindung entwickelte sich ein allgemeiner Egoismus, eine Freude an der Zote, deren offene Kundgebung in einer Zeit des engherzigsten Polizeirechts zunächst seltsam anmutet, bei näherem Anblick sich aber als ihr loquaces Produkt erweist. Der jugendliche Witz war eine gute Ablenkung der Geister, der sich sonst zur politischen Satire angereizt gesehen hätte. Castelli erzählt in seinen Memoiren behaglich von der Potensfabrikation in der Ludlamsöhle, der berühmten Vereinigung der Wiener „Intellektuellen“, der u. a. auch Grillparzer angehörte. Die Gesellschaft bestand übrigens nicht lange. Eines Tages wurde sie von der Polizei aufgehoben. Sie hatte nach ihrem Präsidenten, dem Burgschauspieler Schwarz, der eine Trinker-nase hatte, den Wahlspruch: „Schwarz ist rot und rot ist schwarz“. Schwarz und rot waren aber die Farben der Carbonari. Das genügte, um sie in den Verdacht des Verschwörertums zu bringen.

Die zweite Freiheit, die des Theaters, darf nur in einem sehr beschränkten Sinne verstanden werden. Das Theatergewerbe erfreute sich einer besonderen Protektion von oben. So durften z. B. in Wien vor Schluß der Vorstellungen keine andern öffentlichen Lustbarkeiten beginnen. Dadurch kam das Theaterwesen, das sich damals in ganz Europa reich entwickelte, in Oestreich zu besonderer Blüte, was schon in den relativ sehr günstigen Sagenverhältnissen zu Tage tritt. So bezog Nestroy als Schauspieler in Provinzialstädten wie Brünn und Graz zusammen mit seiner Geliebten Demoiselle Weiler Jahresgehälter von 3000 Gulden. Auch die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler wurde allmählich eine bessere, besonders als das Theaterpieler auch beim Adel in die Mode kam und die Berufschauspieler citiert wurden, die vornehmen Dilettanten abzurichten. Jedenfalls war es keine Ungehenerlichkeit mehr, wenn es auch nicht eben nach dem Wunsch der politischen Eltern sein mochte, als der junge Advokatensohn Johann Nestroy nach dem vierten Semester aus dem juristischen Studium aussprang und zum Theater ging.

Auf diese Art wurde eine Theaterimperei gezüchtet, die die Gedanken und Leidenschaften des Publikums in den wichtigsten Dingen verzeitelte. Man kann heute ein Journal jener Zeit, etwa die *Vönerische Theaterzeitung*, nicht durchblättern, ohne von einem tiefen Adel über das ideale ästhetische Geschwätz und den unendlichen Theaterklatsch erfährt zu werden. Einen wichtigen Teil dieser Theaterarbeit hat das heute lebende Geschlecht noch übernommen.

Aber die Theaterfreiheit hörte beim Gegenstand des Theaters, dem dramatischen Werk, auf. Man lennt die zahllosen

Kleines Feuilleton.

Anekdoten von den Thaten der vormärzlichen österreichischen Censur. Bornierte Bureaukraten sahen über die Dichter zu Gericht und strichen nicht nur, was ihnen staatsgefährlich schien, sondern möglicherweise einem Vorgesetzten gefährlich scheinen konnte. Der eine Censor duldet das Wort „Gott“ nicht auf der Bühne und erlegte es überall durch „Himmel“, ein anderer entzog Lear die Königswürde, da es sich nicht schide, daß ein König wahnsinnig werde. In den Klüben wurde Franz zum Keffen des alten Moor gemacht und Karl domierte gegen den „Oheimmord“.

Die feilsche Reaktion auf die Bosheiten und endlosen Quälereien dieses Systems mußte je nach dem individuellen Charakter verschieden ausfallen. Jog sich ein Grillparzer zu verbissenen Schweigen in sein Studierzimmer zurück, so hatte die große Mehrzahl eine andre Auffassung. Heroische Ausdauer im Widerstand war nie des impulsiven Oestreichers Sache. Und damals schien die Befreiung so fern und der Spielberg war so nahe. Was wunder, daß ein rücksichtsloser Echnismus die Seelen ergriff, eine Lust, die materiellen Genüssen der Welt bis auf die Reize zu genießen und die idealen Regungen des eignen Herzens in einem höhnischen Gelächter zu ersticken.

Es giebt Restroy-Biographien, die in dem cynischen Pessimismus des Possendichters mehr als eine Grundstimmung seiner Zeit erblicken, die ihn am liebsten zu einem planmäßig verfahrenen, revolutionären Zerstörer von veralteten Werten stempeln möchten. Wir halten derlei Konstruktionen für verfehlt. Man hat Restroy auch den Wiener Aristophanis genannt, hauptsächlich darum, weil er im Jahre 1848 die von witzigen und geistreichen Ausfällen sprühende, revolutionäre Tendenzposse „Freiheit in Krähwinkel“ geschrieben hat. Nichts könnte abgeschmackter sein als dieser Vergleich mit dem genialen athenischen Reaktionsär. Restroy war boshaft und witzig nicht um eines politischen Zieles willen, sondern weil Bosheit und Witz in seiner Natur explosionsbereit lagen und weil — profanischer, aber sehr natürlicherweise — Erfolg und Geld dafür zu haben waren.

Seine Laufbahn kann diese nüchterne Auffassung nur bestätigen. Als Zwanzigjähriger geht Restroy zum Theater. Er debütiert als — Sarastro in der Wiener Oper und singt noch ein paar andre Partien mit gutem Erfolg. Als Bassist geht er dann nach Amsterdam, von da in die österreichische Provinz. Gelegentlich tritt er auch in Lustspielen auf. In Graz entdeckte er eigentlich erst seine komische Kraft und sein dichterisches Talent. Eine Bearbeitung von Angelus „Sieben Mädchen in Uniform“ macht sein Glück. Er kommt als Dreißigjähriger nach Wien zurück, noch immer seiner Bestimmung ungewiß. Zufällig gelangt es dem Direktor Carl vom Leopoldstädter Theater, ihn der Oper wegzufanappen. Erst von dieser Zeit an beginnt Restroy mit Eifer Stücke zu schreiben. Er hat deren in 20 Jahren über 60 fertig gebracht. Eigentlichen dichterischen Gehalt scheint er nicht befehlen zu haben. Fast immer lebt er sich an französische Originale an. Es sind die damals üblichen Verwechslungscomédien, in der Handlung möglichst durchsichtig gemacht. Wo er selbst eine Handlung erfindet, wie in der „Freiheit“, ist sie gewöhnlich plump und läppisch. Aber seine eigentliche schöpferische Kraft zeigt sich in den Charakteren. Da kam er von grimmigstem Realismus sein, trotzdem ihm seine parodistischen Neigungen oft durchgehen. Er nimmt überhaupt nichts und niemand ernst, sich selbst so wenig wie irgend einen andern. Im Vorspiel zum „Lumpacivagabundus“ parodirt er den Goetheischen Prolog im „Himmel“, in „Kampl“ hören wir einen travestierten Satz aus „Kabale und Liebe“: „In meinem Kopf ist ein Nadel, wohin das Wort Verunft noch nicht gedrungen ist, auf diesem Nadel ist ein Nadel usw.“ Immer aber sucht er den größten Effekt gleichgültig gegen die Mittel. Unbelümmert um die Charakterzeichnung hegt er plötzlich ein Wort mit Saphirischer Art zu Tode, dann wieder legt er, der Mode folgend, ein lauges sinnloses „Quodlibet“ ein. Dabei hat er seinen eignen, unmaßnahmlchen Witz, eine fabelhafte Kunst, erhabene und gemeine Worte in der lächerlichsten Weise aneinander zu koppeln oder aus fürchterlich gepreizten Phrasen einen erschütternden Kanjinn auseinander zu legen.

In Restroy hat sich die Entwicklung der Wiener Theaterkomik vollendet. Vom ursprünglich — dümmen Hanswurst des vortheatralischen liberalen Oestreich ging sie über seine Nachfolger Staberl und Thadädl und die massive Philisternabernheit des Wenzel Scholz bis zum bissigen und höhnischen Restroy. Ueber ihn hinaus konnte sie nicht kommen. Die besten Wiener Schauspieler leben noch von seiner Technik, das Komische zu sprechen und das Unausprechliche anzudeuten, und die Wiener Possendichtung ist in die Hände von unfaubereu Schmöden und bestenfalls von geschickten Madern gefallen. Die Schuld liegt in der politischen Entwicklung, die Oestreich aus der Not des alten nackten Absolutismus herausgeführt hat, um es in dem Sumpf der geistigen Unfreiheit stecken zu lassen. Die Wiener Volksdichtung war nur noch einer Wendung zum Tragischen hin fähig. Ein Genie, Ludwig Kuzengruher, hat sie gefunden. Die cynische Verherrlichung der Verklumpung, in der uns Restroys „Handwerker“ erscheinen, verlehrt sich in die hürdbare Anlagetragedie des „Wierten Gebots“, so wie sich in der Politik die Inechtliche Bestimmungsbüchtigkeit des vormärzlichen Bürgerthums in die gedankenlose Roheit des demagogischen Alexikalismus gewandelt hat. —

Otto Pohl.

ok. Eine Ibsen-Statistik. Ein interessantes Bild von der internationalen Bedeutung der Werke Henrik Ibsens giebt eine Bibliographie, die von dem dänischen Forscher J. W. Halvorsen angelegt und nach seinem Tode von Sten Rouou fortgesetzt und jetzt in Kopenhagen erschienen ist. Ibsens Dramen und sein einziger Gedichtband sind darin in chronologischer Folge verzeichnet, mit näheren Angaben über die Entstehung, Auflage und Uebersetzungen; ebenso sind die Erläuterungswürten und die Erläuterungen oder spätere bemerkenswerte Aufführungen darin verzeichnet. Aus dem Material, das die „Nene Deutsche Rundschau“ diesem Werke entnimmt, seien einige beachtenswerte Daten hervorgehoben. Ibsens erste Werke vermochten sich nur schwer durchzulämpfen. Sein Erstlingswerk, das der Zweimundzwanzigjährige am 13. April 1860 unter dem Pseudonym „Ornjoft Djarne“ in Kristiania in ganzen 250 Exemplaren auf seine Kosten drucken ließ, das dreiatzigtägige Trauerspiel „Catilina“, blieb zunächst ganz unbekannt; der größte Teil der kleinen Auflage verfehlte als Makulatur beim Heringshändler seinen Zweck. Erst im Jahre 1875 ließ es der unbedeuten berüchtigt gewordene Dichter in verbesserter Gestalt ans Licht treten und gab ihm ein kurzes Geleitwort mit auf den Weg. Von dieser Ausgabe, die in 3000 Exemplaren gedruckt wurde, erschien 1878 eine Uebersetzung des ersten Aktes und die Inhaltsangabe der beiden anderen in einer englischen Uebersetzung; die erste und bis jetzt einzige deutsche Uebersetzung kam erst 1896 heraus. Der erste starke Erfolg war „Germandene paa Helgeland“, deutsch (zuerst 1876) unter dem Titel „Nordische Seefahrt“ bekannt. Das Werk erlebte eine Reihe von Ausgaben, drei verschiedene russische, zwei deutsche, je eine französische, finnische, schwedische, isländische Uebersetzung und zahlreiche Aufführungen in Deutschland schon 1876. Die 1864 erschienenen „Kronpräsidenten“ haben in erster Linie den Namen Ibsen auch in Deutschland bekannt gemacht; Strodtmanns autorisierte deutsche Ausgabe von 1872 ist die erste deutsche Ibsen-Uebersetzung. Als zweite folgte noch im selben Jahre Siebolds metrische Uebersetzung von „Brand“, die 1880 eine Neu-Auflage erlebte. 1874 und 1876 bezogen zwei weitere Verdeutschungsversuche von Julie Anshoff und Alfred v. Wolzogen, welche Anmerkbarkeit man bei uns dem „nordischen Faust“ bereits entgegenbrachte. Aber bisher ist das Werk nur im Berliner Schiller-Theater in Deutschland aufgeführt worden, und auch in seiner Heimat wagte das Theater sich zunächst wie bei Goethes „Faust“ nur an Bruchstücke; fast zwanzig Jahre dauerte es bis zur ersten schwedischen, fast dreißig bis zur ersten norwegischen Gesamtauführung. Als Buchdrama wird die Dichtung im Urtext dagegen in 35—40 000 Exemplaren verbreitet sein. Mit den „Stützen der Gesellschaft“ (1877) fand Ibsen sofort internationale Beachtung. In Deutschland erschienen schon 1878 gleich drei Uebersetzungen und nicht weniger als fünf Berliner Theater nahmen das ungewöhnliches Aufsehen erregende Stück ins Repertoire auf. Auch in London spielte man es bereits 1880, die Gezeiten machten es sich als erstes und einziges Ibsendrama schon 1879 zu eigen, ins Deutsche wurde es später noch zweimal übertragen, und auch die Italiener, Franzosen, Russen blieben nicht zurück. Das „Puppenheim“ ist in der Ursprache nur in 17 000 Exemplaren verbreitet; um so reger hat sich bei diesem Werk die Uebersetzungstätigkeit und der Eifer der Theaterdirektoren aller Länder entfaltet. England hat acht verschiedene Ausgaben, Deutschland vier Uebersetzungen, Rußland drei, Holland zwei, Italien zwei; ferner giebt es eine finnische, ungarische, schwedische, polnische, spanische, portugiesische, französische, serbische Uebersetzung und auch mehrere Nachahmungen und Nachspiele, die den von vielen Zuschauern vermischten veröhnlichen Schlusssatz ergeben sollten: „Als Nora heimkehrte“, „Nora reitern“ usw. Das Stück hat seinen Siegeszug durch die Welt gemacht; in Kapstadt so gut wie in Abelaide und Buenos-Ayres hat Ibsen wider die Eitelkeit von den Brethern herab gesprochen. Die „Gespensker“, die nicht minder den Streit der Meinungen erregt haben und lange Zeit mit Censurschwierigkeiten zu kämpfen hatten, sind in der Originalausgabe in 20 000 Exemplaren abgesetzt und fünfmal ins Deutsche, viermal ins Englische und je zweimal ins Französische, Russische und Spanische überetzt. Die „Wildente“ hat es auf 16 000 Exemplare gebracht; für die meisten übrigen neueren Werke, die stets sofort in 8—10 000 Heften aufgelegt wurden, genügt bis jetzt noch die ersten Auflagen; dagegen erregte die Tragödie von „Klein Eyolf“ so großes Interesse, daß bereits ein Jahr nach dem Erscheinen das 30. Tausend auszugeben wurde. Das Lebenswerk des großen Norwegers hat über fast ganz Europa Verbreitung gefunden, nur die Kuegrichen, Slovenen, Ruthenen, Iren, Türken, Armenier haben noch keine Uebersetzung. —

Musik.

Aus der regelmäßigen Reihe unserer Musikberichte mit ihrer engen Auswahl einzelner Konzerte ist es schwer, sich ein Bild zu machen von den täglichen und täglichen Vorführungen halb schätzenswerter, halb mitteleidwerter Anfänger. Insbesondere sind es die Sängerkünen, die mit ihren ewig wiederkehrenden Mängeln der technischen Ausbildung die gedulbigen „Freiberger“ auf harte Proben stellen. Man möchte nicht nur immer zu den berühmten Großen gehen, möchte auch hinabsteigen zu denen, die noch um die Anerkennung ringen, und muß nun seine demokratische Menschenliebe stiften. Auch der Siederabend, den wir am Dienstag in der Singakademie

Hörten, machte davon keine Ausnahme. Zwei Sängerrinnen traten auf: Marie Scheidel und Clara Landsberger-Wenzel. Beide voll von den typischsten technischen Fehlern: der falschen „hohen“ Stimmung; dem (wohl zum Teil durch diese Stimmung verschuldeten) Unfesten, Flimmernden, „Scheppenden“ der Töne, zumal der hohen; dem Produzieren der hohen Töne mit einer in der Brust statt im Kopfe sitzenden Resonanz; dem Sich-Übernehmen und Schreien; dem qualitätslosen, häufig ordinären Bilden der Vokale und dem Verwischen der Stimmtonanten und dergleichen mehr. Von jenen zwei Sängerrinnen zeichnete sich in all dem die erstgenannte ganz besonders aus; die zweitgenannte war darin um — sagen wir: eine halbe Nuance besser. Dann der Vortrag! In ihm war hinwieder die erstgenannte Dame der zweiten um eine dreiviertel Nuance überlegen. Sie hat entschieden irgendwo etwas von tiefergehender Vortragskunst gehört und versucht nun, die Formbestandteile der Lieder hübsch abzurunden und je nach dem Inhalt mit verschiedener Klangfarbe zu bringen. Ein solches Wollen ist in diesen Verhältnissen schon viel; um so traurigeren Eindruck aber macht das Wollen ohne Können. Verfügt jemand nicht über technische Vollendung, so scheitert er eben auch mit den Ausdrucksbemühungen; und er wirkt nur unruhig, wenn er die Bewegtheit nicht zutreffend verwendet. Die „zweite“ besitzt nun nicht einmal das Ausdrucksbemühen der „ersten“. Man sehe Mörikes, von Schumann komponierte „Soldatenbrant“, ein Prachtstückchen, höchst dankbar und einen Ausdruck geradezu erzwingend; man wird kaum begreifen, daß es jemand so temperamentlos singt, wie's bei jener Sängerrin der Fall war. Im übrigen „übernehmen“ sich die Zweie nicht nur im „Loslegen“, sondern auch darin, daß sie sich manche Lieder zumuteten, denen sie nicht gewachsen waren, statt — wie wir oft genug vorgeschlagen haben — durch unbekannte, leichte Stückchen den Hörern doppelte Freude zu bereiten.

Im selben Konzert gab es ungedruckte neue Lieder von Julius Michaelis. Was soll man von einem solchen Wirken mit längst bekannten kleinen Mitteln und Mittelchen sagen! Das Gedicht von M. Stona, „Eisenreigen“, gleich den meisten andren vom Komponisten ausgewählten Gedichten ein recht mattes Produkt, war wenigstens zu einem hübschen kleinen Ausdruck verarbeitet.

Ueber all solche Vorführungen eines geringen Könnens vermag man immerhin mit einiger Ruhe hinwegzugehen. Weniger gilt dies von Fällen, in denen ein entschiedenes Können auf Geringwertiges verwendet wird. Paul Sakolowski zeigt sich in seinen beiden Büchlein (des Verlages S. Seemann Nachf. in Leipzig): „Kollenzerei und Grenitage“ und „Bahrenther Nächte“ als ein febergewandter Mann, der für das Publikum der heute dominierenden Journal-Litteratur amüsiert schreibt. Er weiß auch manches nicht allgemein Bekannte aus der künstlerischen Geschichte Bahrenths. Vernünftige Erörterungen über Wagners Schaffen und merkwürdige einzelne Mitteilungen über dies und das sind zwischen Plaud- und Plauschereien so nachlässig eingestreut, daß sich nur noch dem nach Vollständigkeit strebenden Litteraturfreund das Aufwenden müßiger Minuten auf die Lektüre empfehlen läßt. —

Kulturgeschichtliches.

— Zur Geschichte des Tabaks. Ein Engländer, W. A. Penn, hat auf Grund umfangreichen Materials eine Geschichte des Tabakrauchens geschrieben, die nicht nur für den Raucher, sondern auch für den Nationalökonomien hervorragendes Interesse bietet. Bekannt ist ja, schreibt die „Köln. Ztg.“, daß die mediterränen Orientalen, die jetzt ohne Wasserpipe kaum zu denken sind, den Tabak dem Abendlande verdanken, vom Tabak ist in Tausend und eine Nacht noch nirgends die Rede. Den Tabak brachte erst 1569 ein Spanier nach Europa, und er wurde zuerst in Spanien angebaut. Schon 1561 rühnte der französische Gesandte am Hofe von Portugal, Jean Nicot, das neue Gewächs seiner Herrin, Katharina von Medici, so sehr, daß es auch in Frankreich als nicotiane eingeführt wurde. Erst mehrere Jahre später lernte England den Tabak direkt von Amerika her kennen, und er fand in der goldenen Zeit Englands so gewaltige Verbreitung, daß ein volles Fehntel der Staatseinnahmen von ihm herrührte. Um 1650 war die Sitte des Tabakrauchens auf ihrem Höhepunkt angelangt. Man rauchte in der Kirche, im Parlament, überall. Frauen rauchten ohne jedes Bedenken, Mütter schickten ihre Kinder mit Pfeife und Tabak in die Schule, denn die Kunst des Rauchens gehörte damals ganz ernsthaft zum Unterrichtpensum. Im achtzehnten Jahrhundert ließ das Rauchen gewaltig nach, es gab Zeiten, wo es verächtlich war, zu rauchen. Man tröstete sich bekanntlich mit der Schnupftabaksdose und Penn erzählt, daß der englische Staatsmann Lord Petersham eine besondere Dose für jeden Tag des Jahres besaß und sehr böse werden konnte, wenn sein Kammerdiener ihm nicht jeden Tag die richtige brachte. Die heutzutage sehr verbreitete Sitte des Cigarettenrauchens ist zu uns erst durch den Krimkrieg gekommen, in dem die französischen und englischen Offiziere diese bequeme Art des Rauchens von ihren türkischen Bundesgenossen erlernten und mit in die Heimat nahmen. —

Aus dem Tierleben.

a. Heimatsinn der Lachse. Bekanntlich steigen die Lachse, die im übrigen Meeresbewohner sind, einmal im Jahre die

Flüsse hinauf. Besonders der Rhein ist ein von diesen Fischen für ihre Wanderungen sehr bevorzugter Fluß, und sie begnügen sich nicht etwa damit, kurze Strecken in ihm zurückzulegen, sondern sie schwimmen bis in das Hochalpengebiet, verteilen sich auch in die dort einmündenden Nebenflüsse, und nachdem sie in den rauschenden Bergwassern den Rogen gelegt haben, schwimmen sie wieder dem fernen Meere zu. Inzwischen kriechen in den Alpen aus den dort im Wasser abgelagerten Rogenkörnern die jungen Lachse heraus, um nach einiger Zeit, das heißt wenn sie groß genug sind, um die Reise auszuhalten zu können, ebenfalls nach dem Meere zu schwimmen. In dieser Aoptivheimat halten sie sich nun den größten Teil ihres Lebens hindurch auf, sie verlassen sie nur, wenn nun wieder sie ihrerseits den Rogen legen wollen; zu diesem Zweck kehren sie für kurze Zeit in ihre wirkliche, im Hochgebirge gelegene Heimat zurück. Da ist nun die interessante Beobachtung gemacht worden, daß die Lachse nicht etwa wahllos in einem beliebigen Neben- oder Quellfluß des Rheines wandern, sondern jeder in denjenigen Fluß zurückkehrt, in dem er aus dem Ei gekrochen ist; so kehren Lachse, die aus der Neuf stammen, immer wieder in die Neuf zurück, solche aus der Limmat nur in die Limmat. Man hat einzelnen Lachsen metallene Bänder um den Leib gelegt und man konnte die so bezeichneten Tiere dann immer wieder an der Stelle wiederfinden, von der sie stammen. Wenn es schon merkwürdig ist, daß Zugvögel bei der Wiederkehr aus dem Süden immer wieder dieselben Stellen aufsuchen, die sie im Herbst verlassen haben, so ist ein solches Orientierungsvermögen bei Fischen um so auffälliger, als diese in Bezug auf geistige Begabung und Entwicklung den Vögeln zweifellos bedeutend nachstehen. Die Möglichkeit, daß er mit dem Auge die Heimat wiedererkennt, ist bei dem in laum durchsichtigem Wasser schwimmenden Fisch ausgeschlossen, auch sein Geruchsorgan ist bekanntlich wenig entwickelt — kurz, die Sache harrt noch der Erklärung. —

Notizen.

— Ein Lexikon, in dem alle in Zolas Romanen vorkommenden Personen alphabetisch aufgeführt werden, beginnt in Paris zu erscheinen. Der erste Band mit 1200 Personenamen, die nur der Romanreihe „Die Rougon-Macquart“ entnommen sind, ist bereits im Buchhandel zu haben. —

e. Umgekehrtes Verfahren. Alle Romanfreiber wissen, daß der Titel oft für den Erfolg eines Romans eine sehr große Bedeutung hat. Von dieser Idee ausgehend, veranstaltet ein großes Londoner Blatt jetzt einen originellen Wettbewerb. Es veröffentlicht einen Roman, und zu diesem soll nach der Vollendung der beste Titel gewählt werden. —

— Felix Philippis Schauspiel „Das große Licht“ wird im Oktober kommenden Jahres im Wiener Burgtheater aufgeführt werden. Dieselbe Bühne hat auch Sudermanns neues Stück „Es lebe das Leben“ erworben. —

— Das neue „Trianon-Theater“ in der Georgenstraße wird bereits am 16. Dezember eröffnet werden. —

— „Wiener Blut“, Operette von Johann Strauß, wird am 22. Dezember im Theater des Westens in Scene gehen. —

— Das 3. große sinfonische Abonnementskonzert (Dirigent Richard Strauß), das am 16. Dezember bei Kroll stattfindet, wird Gustav Mahlers „Sinfonie Nr. 4“ zum Vortrag bringen. —

— Professor Settegast, der Direktor des landwirtschaftlichen Instituts an der Universität Jena, ist gestorben. Er war nach dem Tode Billens die erste Autorität in Viehzuchtfragen. —

— Kunst nach dem Metermaß. Im Hotel Drouot, dem bekannten Pariser Versteigerungsalokal, giebt es einen kleinen Saal, in welchem täglich Bilder und unbekannter Künstler verkauft werden. Diese Kunstwerke sind nicht signiert; es sind einfach Nummern, die nach — Maß verkauft werden. Sie erreichen einen Preis von 5—20 Francs. Die Hälfte fällt dem Auktionator zu. Rechnet man die Kosten der Leinwand und der Farben ab, so verdient der Maler an einem Bild à 5 Franc — 1 Franc 75 Centimes. —

t. Kinematographische Aufnahme einer Flutwelle. Der englische Geograph Cornish zeigte während der letzten Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft die kinematographische Aufnahme einer Flutwelle im Severn-Fluß vor. Wahrscheinlich ist diese Aufnahme die erste, die mittels der Photographie von einer Flutwelle aufgenommen worden ist. —

— Das Rätsel der Schiffswellenbrüche. In der „Techn. Absh.“ weist Ernst Leja Meyer auf die Thatsache hin, daß die Wellenbrüche fast ausschließlich nur bei Schiffsmaschinen vorkommen, welche die sogenannte Schlächtige Kurvelstellung haben. —

t. Eine der größten Eier Sammlungen stand jüngst in New York zum Verkauf. Sie enthielt etwa 30000 Eier und 1000 Nester. Für die nordamerikanische Vogelwelt stellt sie sicher eine der schönsten und vollständigsten Privatsammlungen dar. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. Dezember.